Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1941

6 (9.2.1941)

Visual Library

Sonntag, den 9. Februar 1941

Folge 6 / Jahrgang 1941

Unsere Kinder

Von KURT ZIESEL

Nördlich der Aisne war es. In sanften Hügeln mit dunklen Kuppen von Nadelwäldern, hochhalmigen Kleefeldern und reifendem Korn auf den Hängen gegen die Täler hinab, stieg und fiel das sommerliche Land. Die Nacht war voll unruhevoller Großartigkeit gewesen. Die Bilder hatten sich überstürzt und zum gewaltigen Panorama des Schlachtfeldes zusammengefügt. Die Leuchtspurmunition der Fliegerabwehrgeschütze war raketengleich im Himmel versprüht. Gemächlich schwankten Leuchtbomben feindlicher Flieger über uns und erhellten die Nacht. Der unablässige dumpfe Einschlag von Granaten, die sirrende Melodie, die ihren Weg von uns und von den Franzosen her begleitete, marterten pausenlos unsere Ohren. Die brennenden Dörfer rund um uns am Horizont umschlossen das Bild als schaurig-schöner Rahmen. Dies alles hatte unser Herz bewegt und unsere Nerven in Aufruhr gebracht. Wir standen die kurze Nacht über gegen den nahen Feind sichernd im Turm unseres Panzers. Die Maschinenpistole lag griffbereit auf dem offenen Lukendeckel. Manchmal zwitscherte eine Gewehrkugel in unserer Nähe vorbei oder ein französisches Maschinengewehr tackte tastend aus den Wäldern herab in unsere vorgezogene Schützenlinie. Als andere Kameraden uns in der Sicherung ablösten, legten wir uns in das hohe Gras neben dem Panzer. Der kräftige Geruch von Erde und Tau, vermischt mit dem Duft des reifenden Korns umfing uns. Der Himmel mit seinen großen, funkelnden Sternen schien tief auf unsere Gesichter herabzusinken. Der Große Bär wies uns die Richtung der Heimat. Kein Schlaf vermochte unsere Gedanken zu vertreiben. Nach Tagen der Ruhe begann mit dieser Nacht der Krieg wiederum, der zweite Angriff gegen das Herz Frankreichs. Am Morgen würde der Angriff vorgetragen werden, ein harter, entscheidender Angriff, von dem der weitere Durchbruch an dieser Stelle abhing. Man mußte das Herz festhalten in solcher Stunde. Aber dennoch rührte es sich und suchte auszubrechen. Manche heimliche Sehnsucht stieg zu den Sternen auf. Vielleicht trug ein gnädiger Wind sie weiter gen Osten. Dort ruhten sie nun in ihren kleinen Betten, der Aelteste mit der klugen Stirn und den lebhaften dunklen Augen, das Mädchen, quecksilbrig und übermütig mit ihren widerspenstigen goldenen Locken, der eben erst angekommene Kleinste, den der und jener Kamerad noch nicht einmal gesehen, nur eine Botschaft hatte er von ihm und seinem winzigen Dasein. Wer weiß, wieviele in dieser Stunde den gleichen Gedanken nachgingen. Sie waren uns so ferne, unsere Kinder. Eine andere Welt war unser Gesetz geworden. Und doch wie nahe waren sie uns in diesem Augenblick. Manch einer vermeinte wohl die zärtlichen, kleinen Hände um den Hals zu spüren. Und manche Abende daheim stiegen lockend und tröstlich zugleich vor uns auf, Abende, an denen wir noch zu später Stunde leise und sorgend in das dunkle Kinderzimmer getreten waren. Ihr Atem hatte uns verzaubert, ja jener Abglanz eines unwägbaren, köstlichen Friedens, alles jenes Offene und doch so tief Geheimnisvolle, das aus schlafenden Kindergesichtern auch des härtesten Mannes Antlitz bewegt. Ja, dies alles gab uns in dieser Stunde, einer von vielen, eine wundersame Kraft und Zuversicht.

*

Dies war am Abend vorher. Und nun standen wir mit unseren Panzern in guter Tarnung auf einer der Waldkuppen nördlich der Aisne. Zu unseren Füßen lag der brennende Ort Rozoy. Gewaltige Rauchwolken krochen das Tal entlang. Schweres, gutgezieltes Artilleriefeuer der Franzosen hatte unseren Vormarsch zum Stoßen gebracht. Eine Brücke war dann von ihnen gesprengt worden. Wir mußten warten. Eine dumpfe bleierne Erwartung lag fast greifbar über uns. Die Mittagssonne brannte. Wir lagen schweigend, den dunklen Tönen des Artillerieduells lauschend im Waldmoos neben den Ketten unserer Panzer. Allmählich merkten wir, daß die Einschläge der französischen Artillerie näherrückten. Das Pfeifen der Granaten über unseren Köpfen wurde kürzer, bis die ersten Einschläge den Wald erschütterten, in dem wir lagen. Wir krochen in bessere Deckung. Unter dem stählernen Koloß waren wir vor dem gröbsten Splitterregen sicher. Bald näher, bald ferner wühlten sich nun die Geschosse in die Erde. Es war eine verdammt unangenehme Lage. Man kam sich so hilflos vor, weil man sich nicht wehren konnte. Und da geschah es, daß einer der Kameraden in den Innentaschen seines schwarzen Rockes kramte. Er brachte einige Bilder zum Vorschein, die er mit Geduld und Innigkeit zu betrachten begann. Wir rückten neugierig und ein wenig verblüfft näher und sahen ihm über die Schulter. Es waren ein paar Kinderbilder. Zwei oder drei, ein kleines Mädchen und ein kaum zweijähriger Junge. Ich weiß es heute nicht mehr.

Ja, das ist der Aelteste, sagte er, als er sich beobachtet fühlte und zeigte etwas verlegen mit dem Finger auf eines der Bilder. Bald gingen sie von Hand zu Hand und er forschte beinahe ängstlich, welchen Eindruck sie wohl auf uns machten. Es dauerte nicht lange, da lagen weitere Photographien auf dem Waldboden. Jeder hatte irgendwo in der Tiefe seiner Uniform solche kleinen Wunderwerke verborgen und zeigte sie nun umher. Das Mädchen ist ganz nach der Mutter geraten, meinte einer und bei einem anderen Bild waren wir uns einig, daß der Junge eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unserem „Hermann" habe. So schwirrten Fragen und Erklärungen durcheinander. Es waren meist recht einfache, anspruchslose Bildchen, Gelegenheitsaufnahmen noch aus den Tagen des Friedens. Aber welchen unersetzlichen Schatz stellten sie nun dar. Alles, was uns lieb und teuer war, schien darin eingeschlossen. Der Krieg gab diesen Bildern eine ungeahnte Macht und Bedeutung. Jeder bewunderte bereitwillig die Bilder des anderen. Ja, es waren unsere Kinder, auf die wir stolz sein konnten. Einer lag neben uns und schwieg verlegen. Es wird schon noch werden, trösteten wir den Junggesellen. Aber er lächelte nur schwach über den Trost. Er fühlte sich allein in dieser Stunde.

*

Diese Stunde öffnete mir das Herz seltsam stürmisch und zugleich innig für die tiefere Kameradschaft, die unser Volk verbindet. In unseren Kindern blickte sie mich wie etwas Wunderbares an. Das Artilleriefeuer war inzwischen über uns weggezogen. Wir hatten kaum noch darauf geachtet. Seine Gefahr hatten wir vergessen und die Härte des Krieges war für Augenblicke verblaßt unter dem strahlenden Glanz von Kinderaugen. Ach, was vermochten die Bilder im Grunde von der lebendigen Wärme zu sagen, von den fragenden Augen, dem so süß plappernden Mund, vom zärtlichen oder übermütigen Spiel unserer Kinder, wie sie in Wahrheit lebten! Aber es machte uns nichts. Sie waren bei uns. Gab es etwas Schöneres? Der Befehl zum Aufsitzen kam, die Motoren begannen zu heulen, Sträucher und Aeste sanken krachend zusammen, da wir in unseren Panzern wieder zum Angriff aus dem Wald hervorbrachen. Mich dünkte es, als seien unsere Herzen leichter und unbekümmerter geworden. Ein Blick auf die Kameraden zur Seite und hinter und vor uns ließ uns fühlen, eine seltsame Gewalt hält uns fester denn je zusammen. Aber wir spürten wieder einmal vom Grund unserer Herzen aus, tief und fest, warum wir diesen Kampf tapfer und siegreich bestehen mußten, wofür er gekämpft wurde. Das ewige, lebendige Bild unseres Volkes grüßte uns in den Bildern unserer Kinder, in den Gedanken an sie. Die Heimat war uns nahe und gewiß. Der Tod, dem wir wieder einmal gegenüberstanden, war von allem ausweglosem Schrecken erlöst. Denn es gab keinen Tod. Daheim lachten und spielten, daheim wuchsen unsere Kinder heran. Sie würden einmal Deutschland sein. Und wir grüßten sie in unseren Herzen als das, was wir zutiefst besaßen, das uns Kraft gab heute, das uns immer währendes Glück geben würde morgen, Dir und mir Kamerad und unserem ganzen Volk.

So schmeckt's am besten.

Aufn.: Riegger, Karlsruhe

Das Gesetz des Krieges

Von Erich Tüllner

Ein unfreundlicher, von Regenböen erschütterter Herbsttag. Von den Kreideküsten Englands blies ein herrischer Sturm herüber, daß die Wellen hochaufgischteten und ihr Donnern hineindrang in den Ort, der im Windschatten der Dünen wie ein Schwalbennest am Scheunenfirst klebte.

Die jungen Offiziere des Divisionsstabes saßen in der guten Stube des Gasthauses beisammen und sprachen von den Feldzügen in Holland, Belgien und Frankreich.

„Eigenes Gesetz?" fragte Oberleutnant Janssen, dessen hagerer Gestalt und tiefgebräuntem Gesicht man den Sportsmann ansah, mit ironischem Lächeln. „Wie abgedroschen diese Phrase ist: der Krieg hat sein eigenes Gesetz! Jeder redet sie daher, jeder denkt an irgendein Erlebnis, ein persönliches, und leitet daraus das Gesetz des Krieges ab. Wie kleinlich, wie unwichtig!"

Ralf Vandung, der junge Leutnant, der die Diskussion heraufbeschworen hatte — 25 Jahre mochte er sein — ließ sich nicht entmutigen.

„Ich bleibe dabei, beharrte er. „Und wenn auch das Erlebnis des einzelnen unwichtig ist — aus dem Mosaik dieser Einzelerlebnisse formt sich doch das schillernde Gesicht des Krieges. So gibt er sich selbst sein Gesetz."

Ungeduldig zu hören, welchem Ereignis diese Einleitung eigentlich galt, drängten die anderen den Leutnant zu erzählen.

„Bevor ich zum Divisionsstab kam," begann er, „führte ich die MG.-Kompanie eines Infanteriebataillons, das am Morgen des 10. Mai über die deutsch-belgische Grenze vorging. Wir hatten heftigen Widerstand zu überwinden — na, das brauche ich nicht zu schildern — ihr wißt ja, daß die Belgier hinzuhalten verstanden. Trotzdem ging es flüssig vorwärts, bald hatten wir Lüttich hinter uns, die Dyle-Stellung fiel, wir waren in Flandern.

Plötzlich hieß es: aus — vorbei. Das Bataillon blieb in Oudenaarde liegen. Und während der Vormarsch weiterging, besetzten wir die Stadt und das umliegende Gebiet, ein paar kümmerliche Ortschaften, deren einziger Ruhm war, daß sie schon im Weltkrieg heiß umkämpft worden waren.

Ich sage euch, ich habe geflucht, daß die Wände bebten. Alles andere — aber nicht in diesem gottverlassenen Nest, in das man mich mit meiner MG.-Kompanie gesteckt hatte, liegen bleiben und den Krieg verschlafen!

Natürlich half mir auch das Fluchen nichts. Ich blieb — und das Bataillon blieb ebenfalls.

Ich quartierte mich beim Bürgermeister des Ortes ein. Es war eine gute Familie, alter flandrischer Schlag, und sie waren stolz auf ihre Herkunft. Schon in den ersten Tagen kamen wir uns näher. Sie hatten ein gesundes Selbstbewußtsein, begriffen aber auch, daß sie in dieser großen Auseinandersetzung die Partie der Deutschen spielen mußten. Kurzum, wir verstanden uns, und ich verbrachte in ihrem Hause schöne Stunden.

Natürlich kam die Rede auch auf den Weltkrieg. Sie hatten viel erlebt, weit mehr als in diesem Krieg. Davon erzählten sie, von den Bombardements, denen ihr Städtchen ausgesetzt gewesen war, und auch von den deutschen Soldaten, die sie beherbergt hatten. Viele wären es gewesen, sie wären gekommen und gegangen, nur einer wäre in ihrem Hause geblieben, ein Hauptmann, den sie sterbend gefunden und der keine anderen Kennzeichen bei sich gehabt hätte als ein Bild von sich. Er läge auf dem Friedhof des Ortes. Und dies hier, zeigten sie mir, wäre sein Bild.

Ihr wißt vielleicht, daß mein Vater im Weltkrieg gefallen ist. Ich habe ihn nie gesehen. Als ich geboren wurde, war er schon tot. Meine Mutter wußte nicht, wo sein Grab lag — nur soviel erfuhr sie nach vielen Mühen, daß er in Flandern lag, irgendwo an der Schelde.

Das Bild also, das man mir zeigte, war das Bild meines Vaters. Hier war er gestorben, hier lag er begraben. Könnt ihr euch denken, daß ich bis ins Tiefste erschüttert war und der Vorsehung dankte, die mich wider meinen Willen hierher geführt hatte!

Der Krieg hat sein eigenes Gesetz. Seit dieser Stunde glaube ich es — unerschütterlich. Und wie ich jetzt weiß, wo mein Vater ruht, den ich nie gesehen habe, so weiß ich auch, daß verbindend über die Jahrzehnte hinweg das Gesetz des Krieges waltet."

Es war sehr still. Niemand sagte ein Wort, jeder spürte die sonderbare Macht des Schweigens und überließ sich den Gedanken, die Leben und Tod verbinden.

„Und dann kamst du weg?" fragte endlich einer der Kameraden.

„Ja — ich kam weg. Ich hatte das Grab besucht — wir hatten von meinem Vater gesprochen, und einer hatte dem andern gesagt, was er von ihm wußte. Sie waren sehr gut zu mir, und ich fühlte, daß nach 25 Jahren nur noch die Erinnerung und die Ehrfurcht im Herzen Raum haben.

Ich faßte mich bald. Und wenn das Geschick mir gütig ist, wird auch an diesem Orte des Vergehens ein Neues, Lebendiges wachsen."

Was das wohl wäre? fragten die Kameraden.

Nun, sie könnten es sich wohl denken. Denn im Hause seines Quartiergebers hätte es auch eine Tochter gegeben, ein blondes, lebhaftes Mädchen, lieb und unbefangen vor den Umwälzungen, die dieses Kriegsjahr mit sich gebracht hatte.

Er zeigte ihr Bild. Die Kameraden fanden sie nett, die Stunde des Gedenkens zerrann, das Leben forderte sein Recht.

„Siehst du, Rolf", sagte der braunhäutige Oberleutnant, „zugegeben, daß der Krieg sein eigenes Gesetz hat und daß er der Vernichtung größere Rechte gibt als der Erneuerung! Aber stärker ist doch das Gesetz des Lebens."

Rolf lächelte. „Aus dem Gesetz des Krieges erwächst das Gesetz des Lebens. Sie ist ein prächtiges Mädchen, und ich werde sie nicht vergessen, erst recht nicht, wenn der Krieg vorbei ist. Vielleicht sogar — sie ist ja aus Flandern — vielleicht . . .! Aber darüber zu sprechen, ist später noch Zeit."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Schach-Wunder

Von Heinrich Riedel

Der berühmte Schachmeister Ignaz Rethel erhielt eines Tages einen Brief aus einer kleinen Universitätsstadt, der lautete:

Hochverehrter Meister!

Ich bin erst ein Anfänger in der Kunst des königlichen Spiels. Dennoch glaube ich eine vielleicht nicht unbeachtliche Veranlagung zu ihr in mir entdeckt zu haben. Bloß, mir fehlen die Gegner. Was bisher hier mit mir spielte, schlug ich. Ich möchte nun meine eventuelle Begabung unter einen schärferen Beweis stellen und schlage Ihnen ein Fernspiel mit mir vor.

Hierfür erlaube ich mir folgende Bedingungen in Anregung zu bringen: Verliere ich, so werde ich Ihnen 1000 Mark zahlen. Gewinne ich, so zahlen Sie mir 3000. Bei remis zahlen Sie mir lediglich 2000.

Dieser Risikounterschied entspricht natürlich noch nicht im entferntesten unseren beiderseitigen Spielstärken. Ich habe ja in Wirklichkeit keine Chance gegen Sie, will Ihnen aber, da ich zudem nicht unvermögend bin, mit meinem Vorschlag beweisen, daß es mir um ein ernstes Spiel und nicht um einen Scherz zu tun ist. Außerdem möchte ich nicht das Gefühl haben, daß Sie Ihre wertvolle Zeit gänzlich nutzlos für mich opfern. Ich betrachte die Partie sozusagen als Unterricht und bin bereit, dafür zu zahlen.

Ich hoffe Sie mit meinem Vorschlag einverstanden und sehe in diesem Fall einer diesbezüglichen Erklärung mit Interesse entgegen. Felix Piepenbrink.

Nanu, dachte Rethel, ein Verrückter? Wie konnte ein solches Schachküken es wagen, ihn zu einer Partie herauszufordern?! Und konnte er, der große Rethel, es überhaupt verantworten, einem derartigen Narren sein Geld abzunehmen?

Er wollte den Brief in den Papierkorb werfen; aber dann zögerte er wieder. Frechheit muß bestraft werden, sagte er sich. Und außerdem . . . „nicht unvermögend". Also vielleicht ein reicher Knopp, dem die 1000 Mark für den Unterricht nichts ausmachen.

Er teilte dem illustren Herrn Piepenbrink mit, daß er annehme.

Das Spiel stieg. Ein Schreiben nach dem andern ging hin und her, und Rethel sah schon nach den ersten zehn Zügen, daß es der unbekannte Lehrling hinter den Ohren habe. Er brauchte zwar immer etwas lange Bedenkzeit; jedesmal dauerte es ein paar Tage, bis seine Anzeige des jeweilig gemachten Zuges eintraf. Aber das hat ja bei Schachspielern nichts zu bedeuten.

Nach und nach entwickelte sich die Situation auf dem Brett für Rethel gar nicht sehr rosig, und schließlich wurde sie bedrohlich. Rethel selbst hatte ja im Anfang in Anbetracht dieses Gegners recht nachlässig gespielt. Nun kam er aus dem Staunen über die eleganten, schärfstens kombinierten und auf weite Sicht angelegten Züge Piepenbrinks nicht mehr heraus.

Nach vier Wochen endlich kam das, was Rethel sich bei Erhalt des Briefes niemals hätte träumen lassen: in einem furiosen Endkampf bis aufs Messer wurde er schachmatt gesetzt. Als ehrlicher Mann schickte er die 3000 ab.

Er war beschämt, ja wütend, und forderte den Herrn Piepenbrink zu einem Revanchespiel zu den gleichen Bedingungen. Der ging nach einigen Tagen des Zögerns darauf ein und Rethel erzielte diesmal wenigstens ein Remis, das ihn nur 2000 Mark kostete.

Er wußte nicht, ob er sich endgültig ärgern oder sich freuen solle. Aber das Gute siegte in ihm. Er war bereit, neidlos den heraufkommenden neuen Stern am Schachhimmel anzuerkennen, schrieb ihm zu den 2000 Mark einen freundlichen Brief und lud ihn zu dem kurz bevorstehenden Schachkongreß nach Baden-Baden ein, um ihn dort in die große Schachwelt einzuführen und weitere Spiele mit ihm zu verabreden. Er erhielt jedoch von dem Herrn Piepenbrink keine Antwort mehr.

Der Kongreß begann und Rethel hielt in engerem Kreis einen Vortrag über den von ihm entdeckten neuen Meister, der zu höchsten Schachehren berufen sei. Er erzählte auch von der Einladung, die aber Piepenbrink aus vorläufig nicht ersichtlichen Gründen nicht befolgt habe.

Kaum hatte er den Namen genannt, als der ebenfalls anwesende Schachweltmeister Hieronymus Capak freudig erregt beinahe vom Stuhl aufsprang und sagte: „Sie haben mir das Wort aus dem Mund genommen, werter Kollege! Auch ich wollte diesen Herrn Piepenbrink hier präsentieren. Ich habe mit dem bisher völlig unbekannten jungen Mann zwei Partien gespielt. Die erste gewann ich knapp. Darauf forderte er mich zu einem Revanchespiel, das ich nur remis machen konnte. Es ist anscheinend eine Naturbegabung erster Ordnung. Na, vielleicht kommt er noch."

„Schon bei der ersten Partie machte er eine Eröffnung", erklärte Rethel Capak nach der Sitzung, „wie sie eigentlich nur einem Routinier möglich sein sollte, von der Begabung ganz abgesehen. Sein ganzes Spiel erinnerte mich überhaupt sehr an Ihre Strategie, Capak."

Bei der weiteren Erörterung des Falles stellten sich erstaunlicherweise die vier mit Piepenbrink getätigten Spiele paarweise als immer ähnlicher heraus, ja schließlich — als sie ihre mitgebrachten Aufzeichnungen verglichen — als absolut identisch.

„Ein Wunder ist geschehen", rief Capak endlich aus. Sowas ist eigentlich überhaupt noch nicht vorgekommen. Ja, das darf ja überhaupt nicht sein. Das stellt ja die ganze Wahrscheinlichkeitslehre auf den Kopf!"

„Wissen Sie was, Kollege", entgegnete Rethel nach einer langen Pause des Nachdenkens, während der ihnen der wahre Sachverhalt peinlich dämmerte, „wir wollen ruhig mit der Sprache heraus. Ich glaube, wir sind die größten Depps, die mir je vorgekommen sind. Wir haben diese beiden Partien gegeneinander gespielt und alle zwei unser Geld verloren. Der Bursche . . ."

„. . . hat an jeden den gleichen Brief gerichtet und dann die Ansage unserer Züge einfach abgeschrieben und als eigene Eingebung nach beiden Seiten versandt. Und dann brauchte er nur noch zu kassieren. Sein System ist todsicher." Capaks Gesicht zeigte eine zarte Röte.

„Wir wollen", meinte Rethel, „keinem Menschen was davon sagen, Kollege! Wir würden sonst beide bis an unser Lebensende zu komischen Figuren in der Schachwelt."

Die Ente

Von Michael Zorn

Das Dorf lag im Tal. Durch die klare Luft zogen ein paar Rauchfähnlein kerzengerade gegen den Himmel. Hoch oben kreiste ein Habicht.

An diesem Tag nahm die leidige Geschichte mit der Ente ihren Anfang.

Am Nachmittag entwischte das schneeweiße Entlein des Hofbauern zum erstenmal durch den Zaun in den nachbarlichen Hof. Der war Eigentum des Bauern Mathias Kallinger. Mathias hatte keine Ahnung vom Besuch der Ente und auch der Hofbauer scherte sich den Teufel darum. Aber wie das schon so ist, die Hofbäuerin, ein flinkes, energisches Frauenzimmer, vermißte das Entlein. Sie rief schallend von der Küche her:

„Hannes — die weiße Anten is fort — suachs — —."

Der Hofbauernbub war gerade in dem Alter des Räuber- und Gendarmenspiels. Die Sache mit der Ente kam ihm recht. Bald hatte er festgestellt, daß es ein Loch im Zaun gab. Er stellte sich also neben den niederen Lattenzaun, reckte den Hals hoch und brüllte in den Kallingerhof hinüber:

„Unsere Anten — unsere Anten — —!"

Man vernahm den Ruf. Die Kallingerin fand tatsächlich unter den eigenen das fremde Entlein heraus und reichte es über den Zaun hinüber. So war der Fall für diesmal beigelegt. Jedoch nicht für immer — beileibe nicht. Denn das weiße Entlein hatte abenteuerliche Neigungen und rückte immer wieder aus. Vielleicht hatte es sich vorgenommen, einmal in die große weite Welt zu gehen, um sein Glück zu versuchen. Vorläufig jedenfalls begnügte es sich mit näher gelegenen Zielen. Der Kallingerhof zog es magnetisch an. Niemand wußte weshalb. Das Wasser des Ententümpels war drüben genau so morastig, verstreute Spreu oder Mais- und Getreidekörner gab es hüben wie drüben und die Gesellschaft war auch die nämliche: Gänse — Enten — Hühner.

Jedenfalls — nach drei Tagen — war das Entlein wieder fort. Die Hofbäuerin verständigte Hannes. Hannes brüllte seinen Text über den Zaun:

„Die Anten — — die Anten — —!"

Auch diesmal ging noch alles gut. Sie waren ja schließlich Nachbarsleute. Es war mühsam, jedesmal die Ente zwischen den weitläufigen Gebäuden des Hofes zu finden. So ging das eine Weile. Jeden zweiten, dritten Tag ertönte Hannes Stimme vom Zaun her:

„Die Anten — — — —."

Schließlich wurde es dem Kallinger zu dumm. Er schrie zurück: „Suachts euch selber die Anten — die dreckige!"

Der Hofbauer war daheim und vernahm die beleidigenden Worte.

„Na — na", rief er zurück.

So begann sich die Lage zuzuspitzen.

Nach zwei Tagen war die Ente wieder fort. Hannes, dem das Suchen Spaß bereitete, johlte lauter denn je:

„Die Anten — — —!"

Aber niemand rührte sich im Nachbarhof, keiner antwortete. Alles blieb still. Die Hofbäuerin beging nun einen Fehler. Sie rief nämlich in ihrem Aerger:

„Mir scheint, die haben net Anten gnua: — — —."

Ein arges Wort. Wütend brauste der Kallinger durch seinen Hof und donnerte:

„Wann i dös Viech derwisch, dös blendige, gibts a tote Anten — —!"

Aber die Ente war nicht zu finden. Beide Parteien waren voll Wut, man nahm sich kein Blatt mehr vor den Mund. Der Hofbauer bezichtete den Nachbarn offen des Entendiebstahls. Mathias verbreitete dagegen, sein Nachbar hätte die Ente absichtlich durch den Zaun gelassen, um einen Streit herbeizuführen.

Eines Tages wollte der Hofbauer noch im „Dorfkrug" einen Schoppen nehmen. Er stieß vor der Tür des Wirtshauses mit einem Menschen zusammen. Er fuhr zurück, wie von einer Schlange gebissen. Es war der Kallinger.

So standen sie da, die runden Hüte ins Genick geschoben und starrten sich an. Von den Bergen kam noch schwaches Licht. Irgendwoher grollte es leise, schwoll an zu hartem, dröhnenden Schlage, verstummte. Ein Schuß. — — Der Hofbauer zuckte zusammen. Er hob die schwere Rechte an die Stirne. Ein Schuß — viele Schüsse — splitternde Granatschläge — tiefe Trichter — Sturmangriff — — — — —

Hierher Mathias — — schnell — deck Dich — — —!"

Er und der andere. Zwei Nachbarbauern im großen Krieg, in der gleichen Maschinengewehrabteilung. In Not und Müh, in Dreck und Tod — immer nebeneinander. Und heimgekommen — beide lebend. Lebendig!

— — — ja war denn so etwas möglich? Wegen einer Ente?

Des Hofbauers Hand tastete vorwärts, begegnete der Rechten des Mathias auf halbem Weg. Stark umschlossen sich die nervigen Fäuste.

— — — — — —

Und die Ente? Sie war eine Abenteurernatur. Das geht selten gut aus. Der jugendliche Gendarm Hannes klärte den Fall. Er fand ein paar blutbespritzte Federn dort in der Ecke, wo die beiden Höfe aneinanderstießen. Der Habicht hatte sie geholt.

Geistesgegenwart

Von Hermann Krause

Es ist vielleicht nicht uninteressant, den wahren Quellen der Geistesgegenwart nachzuspüren. Man hört und liest so viel von geistesgegenwärtigen Männern, daß man sich manchmal an die eingefallene Schreiberbrust schlägt und neidvoll ausruft: „Ach, wäre ich doch auch wie diese!"

Während wir gewöhnlichen Zeitgenossen in plötzlich auftretenden gefährlichen Situationen die sogenannte Schreckfekunde dazu benutzen, um in Angstschweiß auszubrechen, gibt es Leute, die die erstaunliche Angewohnheit haben, Aug in Aug mit einer Katastrophe kleine, witzige Bemerkungen zu machen, — ähnlich dem braven Handwerker, der vom Dachgarten eines 50stöckigen Wolkenkratzers fiel und während des Fallens vor sich hinmurmelte: „Spaß, was die Leute da immer von Gefahren reden! Ich bin jetzt bereits 46 Stockwerke tief gefallen, und es ist noch immer gut gegangen!"

Ich werde stets jedem, der diese Gabe der Geistesgegenwart besitzt, meine aufrichtige Bewunderung schenken und würde viel darum geben, wenn ich Gelegenheit hätte, einen solchen Mann kennen zu lernen.

Aber vielleicht gibt es davon mehr als man glaubt, — vielleicht befindet sich in unserer nächsten Umgebung ein Meister der Geistesgegenwart und wir wissen es gar nicht, denn leider treffen wir unsere Bekannten viel zu selten im Rachen eines Tigers oder beim Hinabstürzen in ein Krokodilgehege an, als daß wir sie bei einer schlagfertigen Bemerkung ertappen könnten.

Ich habe deshalb ein wenig nachgeholfen und ein kleines Experiment gemacht. Als kürzlich bei meinem Onkel eine größere Festlichkeit stattfand, nahm ich mir zwei Freunde beiseite, schwärzte ihr Gesicht, versah sie mit Vollbart und schwarzer Maske, band ihnen die Kragen ab und händigte ihnen je einen verrosteten Revolver aus.

In diesem Aufzug sollten sie plötzlich die Tür aufreißen und drohend die Waffen gegen die Gesellschaft zücken.

Und das taten sie dann auch!

Das Ergebnis war, kurz gesagt, folgendes:

Die Mehrzahl der Gäste stand mit weit aufgerissenen Augen und erhobenen Händen da und beschäftigte sich mit der Produktion des oben erwähnten Angstschweißes.

Meine Tante Emma ergriff die ersten, besten Leute, die in ihrer Nähe standen, und stellte sie als schützendes Bollwerk vor sich auf. Sie benötigte dazu drei Personen, denn sie ist ein bißchen mollig, besonders oben rum, und die Gefahr von Brustschüssen ist bei solchen Gelegenheiten nicht zu unterschätzen.

Mein Onkel Paul verzehrte vollkommen verstört seine prima Festtagshavanna nebst Bauchbinde, und nur der Anblick des Wandschränkchens, in dem er die letzte Quittung seiner Einbruchsversicherung wußte, hielt ihn aufrecht. Mein Vetter Franz lehnte zitternd an der Wanduhr und wackelte ununterbrochen mit den Ohren, ein Kunststück, das er sonst nur vorzuführen pflegte, wenn man ihm fünf Kognake spendierte. Vielleicht hoffte er die Einbrecher durch den kostenlosen Genuß dieser Fertigkeit milder zu stimmen. Einen kleinen Rest von Geistesgegenwart zeigte Frau Direktor Pohmeisel.

Als die Herren mit den Revolvern eintraten, riß sie ihre Perlenkette vom Halse und versuchte sie hinunterzuschlucken.

Bedauerlicherweise kam sie damit nicht zurecht. Schon nach ein paar Zentimeter ging es nicht weiter. Die gute Dame lief blaurot an und bot den wenig erfreulichen Anblick eines Degenschluckers, der mitten in seiner Arbeit feststellen muß, daß er statt eines schmackhaften Degens eine größere Kreuzotter verspeist.

Nur bei einem der Anwesenden gab es eine Ueberraschung. Der Pfarramtskandidat Dippel, ein blasser, schüchterner junger Mann und überdies ein Brillenträger, blieb vollkommen ruhig.

Er erhob sich von seinem Sessel, machte eine artige Verbeugung auf die vermeintlichen Einbrecher zu und sagte: „Ach bitte, — würde mich vielleicht jemand mit den Herren bekannt machen!"

Diese Worte durchzuckten mich wie ein Schlag.

So mußte ein Mann mit echter Geistesgegenwart sprechen — so und nicht anders hätten die Helden in den Geschichten, die man so liest, auch gesprochen. Leider kam ich an diesem Tage nicht mehr dazu, mich mit diesem jungen Mann zu unterhalten, denn ich mußte kurz nach Beendigung meines Experimentes das Haus meines Onkels unter häßlichen Schimpfreden verlassen.

Aber eine Woche später traf ich ihn zufällig und fragte ihn natürlich sofort, woher er damals als einziger den Mut zu dieser kaltblütigen Bemerkung genommen hätte.

Erst wollte er nicht mit der Sprache heraus, doch als ich weiter in ihn drang, lachte er verlegen und meinte:

„Ach, wissen Sie, — ehrlich gesagt, habe ich die Revolver gar nicht gesehen und von den Leuten habe ich auch nur die Umrisse erkannt, — ich bin nämlich so schrecklich kurzsichtig!"

Seitdem suche ich weiter nach einem wahrhaft geistesgegenwärtigen Mann und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich ihn gefunden habe! Denn ich kann mir nicht denken, daß nur die Kurzsichtigen — — — — Oder meinen Sie vielleicht doch? Int.

Der Mann im Löwenkäfig

Von Hans Harbeck

Seit vier Wochen hatte der Zirkus Maroni gespielt und großen Zulauf gehabt. Nun ließ die Anziehungskraft langsam nach. Die Einnahmen wurden täglich geringer, und Direktor Maroni kündigte in der Zeitung an, daß er, um anderweitigen Verpflichtungen zu genügen, nur noch drei Vorstellungen geben würde. Gleichzeitig machte er bekannt:

„200 Mark Belohnung demjenigen, der in den Löwenkäfig geht. Die Auszahlung erfolgt vor versammeltem Publikum, sobald der Betreffende den Käfig verlassen hat!"

Am Morgen der letzten Vorstellung war auf den Plakaten zu lesen:

„Der Bauer Huber aus Miesbach hat sich bereit erklärt, in den Löwenkäfig zu gehen und somit die ausgesetzte Belohnung von 200 Mark zu verdienen. Die Produktion findet am Schluß der heutigen Vorstellung statt!"

Am Abend drängte sich das Volk an der Kasse, um den tollkühnen Bauer zu sehen. Maroni führte seine Löwen vor und machte sich ein Vergnügen daraus, die Bestien zu besonderer Wildheit anzustacheln. Die Zuschauer bebten vor Angst und vor Staunen.

Schließlich kam der große Augenblick, wo der Bauer Huber die Arena betrat. Kein Laut ringsum. In der Mitte des Zirkus angelangt, verfolgte Huber, die kurze Pfeife im Munde, mit unerschütterlicher Seelenruhe, wie Maroni die 200 Mark auf einen Tisch zählte und ihm dann zurief: „Diese Summe gehört Ihnen, sobald Sie aus jenem Käfig, in dem sich die Löwen befinden, zurückgekehrt sein werden."

Dem Publikum wurde fast übel vor Aufregung.

Der Bauer näherte sich dem Käfig, hinter dessen Gitter die Löwen tückisch lauerten, betrachtete ihn gründlich und sagte dann kopfschüttelnd:

„Ja, do nei' wer' ich scho' gehn, aber zuerst müssen die Biester 'raus!"

Mit diesen Worten verließ er den Zirkus.

Direktor Maroni lachte sich ins Fäustchen — und brachte schleunigst die bis an den Rand gefüllte Kasse in Sicherheit.

Oberrheinische Sagen

Erzählt von Hermann Eris Busse

Der Geißenmeckerer

Im Simonswäldertal, vielmehr in den Wäldern bis nach Waldkirch vor und im Elztal und Prächt geht der Schützenklaus um, den sie den Geißenmeckerer nennen. Der Schützenklaus war ein Forstgehilfe, der die armen Leute die im Wald Holz und Beeren lasen und auf den Weiden an den Steilhängen ihre paar Geißen weiden ließen, nicht leiden konnte. Er plagte sie mit harten Vorschriften und beschuldigte sie oft zu Unrecht bei seinem Herrn. Er stellte sich bisweilen hinter eine Tanne und meckerte wie eine Geiß. Wo Geißen sind, gehen Geißen hin; die Geißen stiegen also dem Gemecker nach und

Zeichnung: Burkhard.

benagten, schleckig wie sie nun einmal sind, junge Tännlinge. Dann ging der Geißenmeckerer hin zur Herrschaft und erwirkte schwere Strafen für die armen Geißenhalter.

Zuletzt haßten ihn die Leute so, daß sie ihn laut und leise verwünschten: Der soll ewig im Wald umgehen müssen, der Leutschinder! Und richtig, nach seinem Tod vernahmen Wanderer, nachts oder tags, tief im Dunkel des Waldes das Gemecker des Schützenklaus. Er wurde auch im grünen Rock, von zwei angeleinten Hunden vorwärtsgezerrt, gesehen. Er war sehr böse. Wer ihn durch Meckern verhöhnte, den warf er mit großer Kraft den Berg hinunter. Er bannte Fuhrwerke und führte die Leute in die Irre.

Der Hoselips von Bahlingen

Es kam einmal ein reicher Weinhändler in den Kaiserstühler Rebort Bahlingen mit dem Vorsatz, dort ein merkwürdiges Ding zu kaufen, den Hoselips. Das war ein holzgeschnitztes Männlein mit einer Traube. Die Bahlinger wehrten sich zunächst dagegen, den Hoselips aus dem Ort zu lassen; denn die alten Männer sagten, sobald der Hoselips die Gemarkung verlasse, gäbe es kein gutes Weinjahr mehr in Bahlingen.

Es herrschten aber schlechte Zeiten, und so verkauften die Bahlinger Ratsherren den Weingott Hoselips aus dem Ratskeller um eine geziemende Summe an den Mannheimer Weinhändler, der ihnen auch den Wein als regelmäßiger, guter Käufer abnahm.

Was geschah? Die Alten bekamen recht. Die Bahlinger brachten es zu keinem guten Herbst mehr. Als mehrere schlimme Weinjahre die Gemeinde in bittere Armut zu stürzen drohten, beschlossen die Ratsherren den Hoselips wieder zurückzukaufen, koste er was er wolle. Mit vieler Mühe und viel Geld gelang ihnen dies auch.

Schon das Jahr nach der Rückkehr des Männleins an seinen Platz im Bahlinger Ratskeller bekam einen Vollherbst im Gewann, und der Hoselips ist heute noch in Bahlingen daheim.

(Fortsetzung folgt)

Klimm und dreimal Klamm

Von Ernst Heyda

Sollten Sie gelegentlich einmal einem Manne namens Kilian begegnen, so rate ich Ihnen, dem Manne aus dem Wege zu gehen oder wenigstens dafür zu sorgen, daß ich meine siebzig Mark wiederkriege . . .

Er kam eines Abends zu mir, ich ließ ihn ein, denn ich kannte ihn flüchtig. Irgendwer hatte ihn mir einmal vorgestellt. Ich wußte, daß er Kilian hieß. Er begrüßte mich stürmisch und hängte seinen Hut in den Flur, nahm mich am Arm und führte mich in mein Arbeitszimmer.

„Nehmen Sie Platz!" sagte er und setzte sich. „Sie sind Humorist, nicht wahr? Ich habe schon viel von Ihnen gelesen. Ausgezeichnete Sachen, fabelhaft. Ich habe mich schon oft halbtot gelacht. Diese Sache mit dem Motorrad und dem wahnsinnig gewordenen Handfeger, nein, so was . . !"

Er krümmte sich vor Lachen. Ich wollte widersprechen und ihm sagen, daß diese Geschichte unmöglich von mir gewesen sein könne, aber er ließ mich gar nicht zu Worte kommen.

„Hören Sie zu!" sagte er. „Sie sind der rechte Mann. Ein Mann mit Humor. Wir machen uns einen Spaß, daß sich die Balken biegen. Ziehen Sie sich an, wir gehen ins Löwenbräu. Sie sind mein Gast."

„Aber, ich . . ."

„Reden Sie nicht!" befahl er. „Kommen Sie mit, es wird ein unvergeßlicher Abend werden. Haben Sie Geld in der Tasche?"

„Etwas über siebzig Mark", gab ich zu.

Er rieb sich die Hände.

„Wunderbar, das brauchen wir als Betriebskapital. Sie werden staunen."

Unterwegs entwickelte er mir seinen Plan. Es sei da sein Stammlokal, das Löwenbräu. Seit elf Jahren verkehre er jeden Abend dort. Und nun wolle ihm das Lokal verleiden. Da seien drei Herren, die Skat spielten. Jeden Abend. Es sei wahnsinnig. Sie säßen immer an seinem Tisch und brächten ihn bald um. Er habe nun einen Plan ausgeheckt, um die Männer zu vertreiben. Und ich solle dabei helfen.

Er entwickelte mir also seinen Plan. Er habe ein neues Kartenspiel erfunden und es „Klimm und dreimal Klamm" genannt. Diese Bezeichnung sei natürlich genau so unsinnig wie das ganze Spiel, aber er garantiere, daß die drei Skatbrüder in die Luft gingen. Und die Sache sei einfach, nämlich so: ich solle eine Karte ausspielen, nachdem das Spiel halbiert worden sei. Irgendeine Karte. Und er, Kilian, nehme eine von seinen Karten, sage „Dreimal Klamm" und nehme nun beide Karten zu sich. Dabei, und das sei der Knalleffekt, bleibe es egal, wer den Stich erhalte. Die Neun könne höher sein als ein As, die Dame könne einen König überstechen. Und die Skatbrüder kämen niemals hinter die Regeln unseres Spieles, weil es eben keine gebe . . .

Sie spielten schon, als wir ankamen. Wir bestellten Bier und ein Kartenspiel. Kilian teilte aus, und wir begannen.

Ich sagte „Klimm" und legte den Kreuz-Jungen auf. Kilian schrie „Dreimal Klamm" und überstach den Buben mit der Herz-Zwei.

Einer der Männer sah das und schaute überrascht auf. Wir spielten ruhig weiter. Einmal nahm ich einen Stich, ein andermal Kilian. Wer gerade wollte. Dann behauptete Kilian, er habe gewonnen und verlangte drei Mark und sechzig von mir. Ich gab sie ihm, denn wir hatten ausgemacht, es sei alles nur Spaß, um die Leute zu ärgern.

Die Skatbrüder wurden langsam wahnsinnig. Sie spielten schon lange nicht mehr. Ich sagte ihnen, das sei das weltbekannte Spiel „Klimm und dreimal Klamm". Man spiele es überall auf der Welt, ich selber habe es in Vorderindien gelernt.

Sie schlossen Wetten über die Regeln des Spieles ab. Es war wundervoll. Jeder einzelne ließ sich von mir mit Handschlag bestätigen, daß es ein ernstes Spiel sei. . .

„Es ist das ernsteste Spiel auf der weiten Welt", sagte ich und hieb wieder eine Karte auf den Tisch. Dann hatte ich kein Geld mehr.

Wir hörten auf und tranken noch ein Bier. Die anderen Männer saßen am Tisch und stierten vor sich hin.

Nun wollte ich mein Geld wiederhaben. Ich wurde blaß, als Kilian mich auslachte. Wir stritten uns gewaltig, aber die drei Skatbrüder waren auf seiner Seite. Ich hätte selbst behauptet, es sei ein ernstes Spiel. Verloren sei verloren, sagten sie.

Ich kannte mich selber nicht mehr und schlug mit der Faust auf den Tisch. Da warfen sie mich auf die Straße.

Ich suchte Kilian drei Tage lang, doch weder er noch die Skatbrüder kamen jemals wieder in das Löwenbräu. Der Kellner meinte, sie seien übrigens das erstemal dort gewesen . . .

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Was fällt vom Himmel?

Naturerscheinungen und ihre Erklärung / Was es alles regnen kann

Von Annie Francé-Harrar

Was vom Himmel fällt? Natürlich Regen und Schnee! Das weiß doch jedes Kind. Und was sonst? Sonst nichts. Was ist denn schon sonst am Himmel, was auf die Erde fallen könnte?

O, das ist nicht richtig. Am Himmel ist sonst noch vieles, und von dem vielen fällt auch einiges auf die Erde. Es geschieht nur nicht regelmäßig und auch nicht überall. Aber wo es sich ereignete, da flößte es den Menschen von je Entsetzen ein, ein um so größeres Entsetzen, je ungewöhnlicher das war, was herunterregnete und je seltener so etwas geschah.

Ich meine gar nicht einmal Heuschreckenschwärme, vor deren Himmelsfall ja jedermann Ursache hat, zu erschrecken. Denn man weiß, daß sie bis auf Holz, Stein und Glas so ungefähr alles aufzehren, was sich in für sie erreichbarer Nähe findet. Aber daß es schließlich einmal kleine Frösche schneit, ist zwar absonderlich, indes keine Veranlassung, sich darüber zu entsetzen. Man erinnert sich, da und da ist ein Teich in der Nähe, es ging ein starker Wind aus dieser Richtung, und der starke Wind hat eben die vielen winzigen Fröschlein hergetragen.

Was auf viele Menschen schon wesentlich schreckhafter wirkt, ist der Schwefelregen. Er ist zwar gelb, hat aber mit Schwefel wirklich nichts zu tun. Weil er nur im Frühjahr und nur dort vorkommt, wo ausgedehnte Nadelwälder grünen, ist man sehr bald darauf verfallen, durch Untersuchung festzustellen, daß das Gelbe nichts anderes als Blütenstaub der Kiefern oder Tannen sein kann. Solcher Blütenstaub ist durch die Einrichtung besonderer Flugballons an den einzelnen Körnchen außerordentlich leicht, steigt darum sehr hoch in der warmen Luft und kann durch schwere Gewitterregen oft Meilen entfernt in schwefelfarbenen Strömen zur Erde niedergerissen werden. Das sieht erstaunlich aus, ist aber jedenfalls kein Grund zur Angst.

Mit den berüchtigten „Blutregen" ist die Erklärung schon etwas umständlicher. Voraussetzung ist ein großes Gebiet, auf dem es eisenhaltigen Staub gibt, denn man weiß, das alles Eisen in der Natur die Farbe des Rostes, also ein rötliches Braun zeigt. Das bekannteste solche Gebiet ist die tropische Westküste Afrikas, von dem schon die Alten in der Antike als dem „Dunkelmeer" ganz grauenhafte Dinge erzählten. Die Luft, so wurde von heimgekehrten Seefahrern (die Seefahrer sind von je die ausgezeichnetsten Forscher und die ausschweifendsten Lügner gewesen) berichtet, sei dort schwarzgrau, fest und undurchsichtig. Wer in sie gerate, müsse unfehlbar ersticken, um so mehr, als sich aus ihr fürchterliche stehende Wirbel erhöben, die Mensch und Tier mit in die Höhe rissen, und beim Niederfallen bis zur Unkenntlichkeit zerschellten. Von diesen Schreckensberichten ist nur das eine richtig, daß es dort viele Staubstürme gibt, die übrigens nicht schlimmer sind als die in der australischen Wüste oder die an der kanadischen Grenze. Die Dunkelheit der Luft aber rührt von jenem eisenhaltigen Staub her, den die rund um die Erde kreisenden Passatwinde dann von Afrika bis nach China und selbst nach Südamerika vertragen. Wo er sich niederläßt, hat er wirklich die Farbe von Zimt oder geronnenem Blut. Aber er nützt den Feldern eher, als daß er ihnen schadet, und er schadet auch den Menschen nicht. Denn wenn er giftig wäre, so müßten alle Arbeiter in Eisenbergwerken eines plötzlichen Todes sterben. Untersucht man diesen Staub mit der Vergrößerungslinse, so findet man ein recht kompliziertes Durcheinander von Sand, Quarziten, Kalk, Kali, Magnesia, Kupferoxid und Natron, mit noch verschiedenen anderen Stoffen gemischt. Die Größe einzelner solcher Staubkörnchen wechselt zwischen einem halben und einem ganzen Tausendstel Millimeter. Wenn man also hört, daß bei einzelnen großen Staubregen binnen wenigen Tagen über 1 800 000 Tonnen derartige Materie allein auf Europa im Jahre 1901 niederfiel, so bekommt man wirklich die Vorstellung, ein ganzes Land habe sich aus der Luft auf die alte Erde niedergelassen.

Alle diese sonderbaren „Regen" (die sich auch mitunter in regelrechte Schlammregen verwandeln können) kommen indes ganz zweifellos von unserem Stern und werden nur über ihn hingeweht. Ort und Zeit wechseln, aber der Stoff ist irdisch, und darüber kann kein Zweifel entstehen. Ganz anders ist es aber mit jenen Körpern, die von außen her, aus dem Weltraum, auf uns geschleudert werden. Sie durchschlagen unsere Lufthülle, entzünden sich zweifellos an der Reibung beim Hindurchfallen und stehen oft sekundenlang als stürzende, weiß- oder grünglühende Fackeln selbst am hellen Tag am Himmel. Zuweilen hört man ein fernes Krachen und Splittern, man sieht ein grelles Zerplatzen, und das ganze ist aus. Wenn man sich in der Nähe befindet, so kann man, wenn man besonderes Glück hat, einen meist schwarzen, brandig riechenden, oft tief in die Erde eingebohrten Klumpen finden, von dem man irgendwo gelesen hat, daß er Meteor oder richtiger Meteorit heißt.

Nun ist es sehr seltsam und gibt über die Einheitlichkeit unseres Weltbildes zu denken, daß sich bisher noch nie in Meteorsteinen etwas anderes gefunden hat, als was wir auch von unserer Erde aus kennen. Sie sind, was man heute als sicher annimmt, Fragmente irgend eines Weltkörpers. Und zwar hält man sie für Reste von jenen Kometen, die auf ihrer Bahn der Sonne zu nahe gekommen sind. Die Sonnennähe soll auf das an sich lockere und stark mit Gasen durchsetzte Gefüge derartiger Schweifsterne zerlösend einwirken, so daß sie sich in ungeheure Schwärme von Splittern und Bruchstücken verwandeln, die aber dann denselben Weg weiterziehen. Daraus erklärt man sich, daß in gewissen Monaten, so z. B. im November, regelmäßig ganze Stürme von Meteoriten auf unsere Erde niedergehen. Denn nicht die großen sind in der Mehrzahl, sondern die kleinsten und kleinen, von denen manche Astronomen behaupten, daß täglich 1200 Millionen Stücke aus dem Weltraum auf uns fallen. Von diesen „Sterntrümmern" bekommen wir freilich fast niemals etwas zu sehen. Dieser Sternengruß verbrennt in unserem Luftring, und zwar ohne den Rauch und knallenden Donner, den große Meteorsteine im Sturz um sich verbreiten.

Gegenüber diesen Zwergen gibt es freilich auch Riesen unter den Meteorsteinen. Lange Zeit hielt man den eisernen Meteoriten, den man bei Taluca Bacubirito in Mexiko fand, und den steinernen aus dem ungarischen Knyhahinya für die größten. Davon wog der eine 50 000, der andere 300 Kg. Aber es scheint vorweltliche zu geben, die unendlich viel größer und gewaltiger sind. Von dem berühmten, der in den Kanon Diablo in Arizona einen Krater von 155 Meter Tiefe und 1200 Meter Umfang gerissen hat, nimmt man an, daß er 160 Meter Durchmesser gehabt haben muß. Er ist in zahllose Eisentrümmer zerschellt, die weit umher zerstreut liegen. Viele Tonnen von ihnen, so wird behauptet, hat man als „Andenken" zu Handelszwecken fortgetragen, weil sie winzige Diamanten enthalten. In den meisten Museen der Welt findet sich solch ein Stück „Sternengestein", das in diesem Fall allerdings mehr aus einer besonderen Art kristallinischen und mit Nickel versetzten Eisens besteht, die meisten in einer Privatsammlung in Chikago. Und jetzt erst kommt Nachricht aus dem innersten Sibirien, daß dort ein wahres Gebirge vom Himmel gestürzt sei, so daß sich eine wissenschaftliche Kommission auf den Weg begeben hat, um festzustellen, was denn an diesem Giganten Neues zu entdecken ist. Vielleicht gelingt es, auch dort, wie seinerzeit bei Pultusk in Polen, 100 000 einzelne Steine zu sammeln, die damals als ein massiver Wolkenbruch herabregneten, Blitz und Donner und ein ungeheures Prasseln wie von Hagel als Begleiterscheinung.

Eiserne Meteoriten sind, trotz Chrom und Nickelbeimischung fast alle tiefschwarz. Sie haben eine ganz besondere Linienstruktur danach man geradezu den Begriff „Meteoreisen" geschaffen hat. Zuweilen sehen sie von außen her wie eine Art gewaltige Bienenwabe aus. Die steinernen sind mit allen möglichen Mineralien, selten mit Kohle versetzt, enthalten oft auch nur ein wenig Eisen, aber fast niemals die edlen Metalle, Gold, Silber, Platin, trotzdem gerade diese so unvergänglich und unveränderbar sind.

Etwas ganz besonders Merkwürdiges sind die kosmischen Gläser, die auch zu den Dingen gehören, die einmal vom Himml gefallen sind, allerdings zu einer Zeit, da es noch lange keine Menschen gegeben haben dürfte. Australien und die Insel Java, in Europa auch Böhmen, sind die Orte, wo man sie finden kann. Es sind wirkliche Gläser oder eigentlich Glastropfen, manche rund, manche langgezogen und oval abgeplattet. Gegen die Sonne gehalten sind sie wunderschön grün, etwa von der Farbe des Turmalins. Und ihre Struktur zeigt, daß sie durch eine solche überirdische Hitze gegangen sind, wie kein Schmelzofen aus Menschenhand sie herzustellen vermöchte.

Sowohl wegen der Meteorsteine als der kosmischen Gläser, die man australite Bilitonite oder Moldavite nennt, gab es übrigens in der Gelehrtenwelt jahrhundertelange Streitigkeiten und Widersprüche. Man wollte nicht glauben, daß derartiges vom Himmel fallen könnte und hielt die Meteoriten für einfache Erzknollen und die Gläser für schlechte Produkte einer mittelalterlichen Glasfabrik. Erst 1803, als bei L'Aigle in der Normandie ein Steinregen von über 3000 Sternentrümmern niederfiel, gelang es den entsetzten Bauern, eine wissenschaftliche Kommission zu veranlassen, sich das Wunder genauer anzusehen. Jetzt hat man sich darüber geeinigt, daß man für die kosmischen Gläser einen Ursprung aus längst erloschenen Mondvulkanen annimmt, während man den Großteil der Meteoriten zerlösten Kometen zuschreibt. Es ist aber nicht unmöglich, daß man doch noch einmal anderer Ansicht wird. Denn vielleicht geschieht es irgendwann, daß in einem Meteor ein fester Stoff oder ein Gas entdeckt wird, dergleichen man auf unserer Erde nicht hat. Und dann erfährt die Wissenschaft Neues vom Himmel.

Pr.

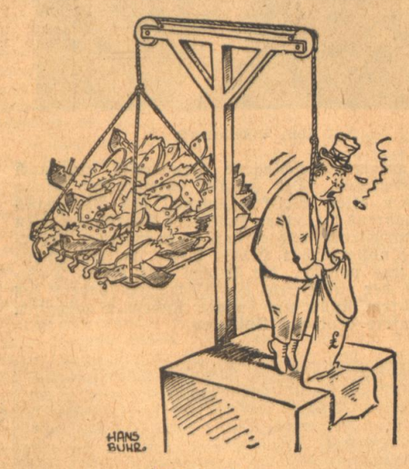


Bild der Lage

„Hilfe, Hilfe — ich brauche unbedingt ein Gegengewicht!"

Zeichnung: Buhr/Interpreß

Gespräch im Orient

„Speist du heute mit dem englischen Gesandten?"

„Nein, ich habe kein Gegengift bei mir!"

Zeichnung: Florath/Interpreß

Unsere Tochter geht ins Pflichtjahr

Das schulentlassene Mädel soll ins Pflichtjahr oder gar in eine landwirtschaftliche oder hauswirtschaftliche Ausbildung. Da hat dann die Mutter alle Hände voll zu tun, ihr Kind zweckentsprechend auszustatten. Dies ist nicht immer ganz leicht, denn die Kleidung, die das Mädel für die Schule gebraucht hat, wird sich nicht immer restlos für Hausarbeit eignen. Hier handelt es sich darum, daß das Mädel praktisch und doch sauber angezogen ist. Sommerliche und winterliche Arbeitskleider sind wichtiger als das „gute Sonntagsnachmittagsausgehkleid". Ein Arbeitskleid aus zwei alten Sommerkleidern hergestellt, ist zweckentsprechender, als der Versuch, ein altes Ballkleid zu einem Arbeitskleid ummodeln zu wollen. Schürzen sind besonders wichtig, denn sie schonen die Kleider und sehen zugleich schmuck und sauber aus.

Kopftücher schützen die Haare vor Staub und vermeiden zugleich, daß vielleicht einmal

ein gar zu vorwitziges Härlein in den Suppentopf fällt und damit die ganze Freude an dem mit so viel Mühe zubereiteten Essen verdirbt.

Zunächst werden wir nicht gleich mit der Kleiderkarte bewaffnet in die Stadt laufen und uns unüberlegt nur neuen Stoff kaufen, sondern die Reste- und Flickkiste wird zusammen mit den schon vorhandenen Kleidern- und Wäschestücken das ihre dazu tun, uns mit wenig Punkten und wenig Geld zu einer recht netten und praktischen Aussteuer zu verhelfen.

Aus einem zu klein gewordenen Kattunkleidchen wird ein Miederrock, unter welchem man verschiedene helle und dunkle Blüschen tragen kann. Ein wärmeres Kleid, ganz gleich in welcher Form, ob als Dirndl oder als Sportkleid verarbeitet, wird zum Schutz von einer Schürze aus lauter Resten bedeckt. Die Schürze deckt nicht nur die Vorderbahn des Rockes, sondern ihre äußeren Ränder treffen sich in der hinteren Mitte und so ist die

Schürze auch ein richtiger Schutz für das Kleid.

Aus zwei verschiedenen Kleidern, vielleicht aus einem einfarbigen und einem gestreiften wird ein sehr hübscher Kittelschurz, welcher genau so gut auch als Kleid getragen werden kann. Sehr gut sieht es aus, wenn der Rük-

ken einfarbig und das Vorderteil gestreift oder geblumt ist. Die Taschen und der Kragen oder die Manschetten können dann als Vermittlung wieder einfarbig gearbeitet werden. Bunte Kattun oder Bistrakleidchen, welche sich immer wieder gut waschen und bügeln lassen, sind immer praktisch und sind zusammen mit einer vielleicht durch einen bunten Zierstich oder ein buntes Börtchen belebten Kittelschürze immer häuslich und praktisch. Kopftücher in allen Farben und auf die verschiedensten Arten getragen, machen das Bild lustig und farbenfroh, neben dem praktischen Wert den sie haben.

Hemdchen, Höschen, warme und praktische Strümpfe, einfache und sportliche Schuhe, Söckchen aus verschiedenen Wollresten, Wolljäckchen, warme Blusen aus alten Kleidern, und ein einfacher Rock gehören mit dazu. Als Rock kann ein BDM.-Rock verwendet werden. Allerhand Blusen können bei dieser Gelegenheit aufgetragen werden.

Plattierte Strümpfe sind natürlich praktischer als ganz dünne, denn erstens geben sie wärmer und dann brauchen wir nicht so viel zu stopfen. Im Sommer gehen wir barfuß in Holzschuhen.

Wer allein nicht mit so einer Ausstattung zurechtkommt, der komme in die Nähkurse des Deutschen Frauenwerkes, Kaiserstraße 168.

Gretel Klebensberger-Sexauer.

Köpfchen! Köpfchen!

Schachbretträtsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

Jede Zahl entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Viereck einzutragen ist. Die Buchstaben von 1—64, fortlaufend gelesen, nennen einen verdienstvollen, jungen Karlsruher Offizier.

Schlüsselwörter

1. 2 4 24 35 8 1 5 / 42 10 9 13 14
2. 37 5 14 7 48 12 16 53 20 45 54
3. 21 3 51 19 27 1 60 6
4. 15 20 5 42 17 35 26 1 11 23
5. 48 22 24 38 15 37 32 29
6. 18 50 25 30 31 57 34 54 35
7. 33 63 51 2 28 36 39 20 59
8. 51 40 9 18 1 46 10
9. 14 53 49 13 41 33 / 21 20 24 11 8
10. 28 19 44 43 18 47 52 25
11. 14 55 57 64 37 58
12. 33 28 56 38 51 1 20 61 / 15 20 4 62 48 8

1. Wichtige englische Wasserstraße, 2. Zerstörter englischer Flugzeugträger, 3. Grafschaft in Südwestengland, 4. Bombardierter Kanalhafen, 5. Englischer Flugzeugtyp, 6. Kap in England, 7. Stadt in Schottland, 8. Von England aufgebrachter französischer Dampfer 9. Englisches Kap, 10. Hafenstadt in Schottland, 11. Stadt im schottischen Industriegebiet, 12. Gebirge in Südengland.

Bilderrätsel

Aus dem Adreßbuch

Tom Geere
Ernst Halbode
Rud. Tagram
Daniel Herse
Herm. Schauch
Ad. Bratze
Bert A. Dreier
Leo Sturnknechts
Georg Hapol

Durch Verstellen der Buchstaben sind die Berufe der neun Herren zu ermitteln. — Die Anfangsbuchstaben der Berufe nennen die Stadt, in der die Herren wohnen. (ä = ae.)

Städte im Elsaß

Silbentauschrätsel: 1. Stadtwald, 2. Heimdall, 3. Fachwerk, 4. Kirchspiel, 5. Burgwart, 6. Bernhard, 7. Gaumen, 8. Bachlauf, 9. Heimweh, 10. Margret.

Von jedem dieser Wörter ist die 2. Silbe zu streichen und eine der folgenden voranzusetzen, so daß neue Wörter entstehen, die durchweg Städte im Elsaß bezeichnen.

1. _____ 6. _____
2. _____ 7. _____
3. _____ 8. _____
4. _____ 9. _____
5. _____ 10. _____

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Städtenamen, von oben nach unten gelesen, nennen ebenfalls eine elsässische Stadt.

ALT — BAL — GE — RIX — RU — SCHLETT — STEIN — TUERK — UR — ZA.

Wer hat richtig geraten?

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Hamburg, 5. Elle, 7. Serie, 8. Baer, 9. Tier, 11. Messer, 13. Teller, 16. Leer, 17. Lech, 18. Ellen, 19. Agra, 20. Engadin. — Senkrecht: 1. Herbst, 2. Bier, 3. Reiter, 4. Gleis, 6. Ehre, 7. Seele, 10. Essen, 11. Merlan, 12. Rahmen, 14. Elba, 15. Leere, 17. Lena.

Silbenrätsel: 1. Koalition, 2. Ostia, 3. Rhodes, 4. Verona, 5. Eregli, 6. Tete, 7. Troja, 8. Ex-Damer, 9. Neapel, 10. Korfu, 11. Aderno, 12. Pisistratus, 13. Ithaka, 14. Thasos, 15. Askari, 16. Erechtheion, 17. Nestor, 18. Soppo, 19. Alexandropel, 20. Lorcara, 21. Vieste. 1—21: Korvettenkapitän Salvatore Todaro — „Shakespeare".

Beides interessant: Mazarin, Magazin.

Die Besuchskarte: Bauklempner.

Witze, die das Leben machte

Die Lehrerin einer niederbayerischen Dorfschule erzählte während des Unterrichts den Kleinen von ihrer Reise nach der Reichshauptstadt, die sie während des Urlaubs unternommen hatte. Sie sprach davon, daß es dort zweistöckige Omnibusse gibt, daß eine Straßenbahn unter der Erde dahinsaust, daß in der Wilhelmstraße das große Luftfahrtministerium, das Reichspropagandaministerium und das Haus stehen, in dem der Führer wohnt und was es sonst noch von der Weltstadt Berlin mehr des Interessanten zu berichten gibt. Da fiel der Lehrerin einer der Buben auf, der mit weitgeöffnetem Mund dasaß. Sie unterbrach daraufhin ihre Erzählung und sagte mahnend: „Aber Franzl, du hast ja deinen Mund offen!" — „Dös woaß i schon", erwiderte Franzl darauf, noch ganz im Banne des Vortrags stehend, „i habn ja selber aufgmacht".

*

In einem Scheidungsprozeß der unlängst in Köln stattfand, wurde der Mann als der schuldige Teil erklärt. Der Richter hatte sich eben damit befaßt, die Höhe des Unterhalts für die Frau festzusetzen, und sagte zu dem Manne: „Das Gericht hat beschlossen, ihrer nunmehr von Ihnen geschiedenen Frau im Monat 70 Mark Unterhaltskosten zuzubilligen". Da hellte sich mit einem Male die Miene des Mannes auf, er machte eine linkische Verbeugung und sagte dann freudestrahlend: „Das ist aber einmal hochanständig von Ihnen, Herr Richter. Da werde ich mein Möglichstes tun, daß ich meiner geschiedenen Frau monatlich auch 20 Mark geben kann, dann hat sie zusammen 90 Mark". Sein Gesicht wurde ziemlich lang, als ihn der Richter dann über den wahren Sachverhalt belehrte.

*

Wenn ein Vater für seinen Sprößling eine Lehrstelle sucht, dann wird er im allgemeinen dessen Licht nicht unter den Scheffel stellen. Ganz anders jedoch war es bei einem biederen Offenbacher, der seinen Sohn zu einem Klempnermeister in die Lehre schicken wollte. Er setzte sich nämlich hin und schrieb mit wohlgemalten Zügen einen Brief folgenden Inhalts: „. . . Mein Junge kann mit besten Zeugnissen aufwarten. Er ist von rascher Auffassungsgabe, intelligent, fleißig und ehrlich. Außerdem ist er körperlich vollkommen gesund und bin ich überzeugt, daß er jeder Arbeit Widerstand leisten wird".

*

In einer höheren Töchterschule in Breslau mußten die jungen Mädchen als Schulaufgabe eine selbsterlebte ungewöhnliche Geschichte niederschreiben. Ein Mädchen schilderte dabei den Vorgang eines Einbruches in der häuslichen Wohnung. In ihrem Aufsatz fand sich, beflügelt von ihrer dichterischen Phantasie, folgende Stelle: „. . . Wie immer, kam der Vater auch an diesem Tage spätabends nach Hause. Ich öffnete ihm die Tür und begleitete ihn dann zum Lehnstuhl im Wohnzimmer, auf den er sich, erschöpft von der Arbeit Plagen, schwer niederließ. Die Mutter weilte bei Verwandten zu Besuch, weshalb der Vater mich bat, ihm zum Abendessen eine schnelle Speise zu bereiten. Ich brachte ihm ein paar harte Eier, worauf er in dumpfes Brüten versank".

zb.

Film deutschen Heldentums

Schon seit Tagen gingen durch die deutsche Presse Meldungen über die endgültige Fertigstellung des großen Kriegsfilmberichts des Heeres: „Sieg im Westen."

In einer feierlichen Uraufführung in Berlin wurde dann, wie wir berichteten, dieses einzigartige Dokumentarwerk deutschen Heldentums aus der Taufe gehoben. Es wird in den nächsten Tagen und Wochen in allen deutschen Filmtheatern zur Vorführung gelangen, und Millionen Deutsche werden noch einmal mit pochenden Herzen einem Geschehen beiwohnen, wie es unfaßbarer,

Ein Tommy

größer und hinreißender noch niemals die Welt sah. Auch sie werden empfinden, daß die Bilder, die ihnen die Filmleinwand zeigt, nicht wie sonst nur die erregende Spannung von zwei schönen Filmstunden atmen, sondern daß durch den Schwarz-Weiß-Bericht von dem deutschen Sieg im Westen ein höheres Ethos hindurchstrahlt.

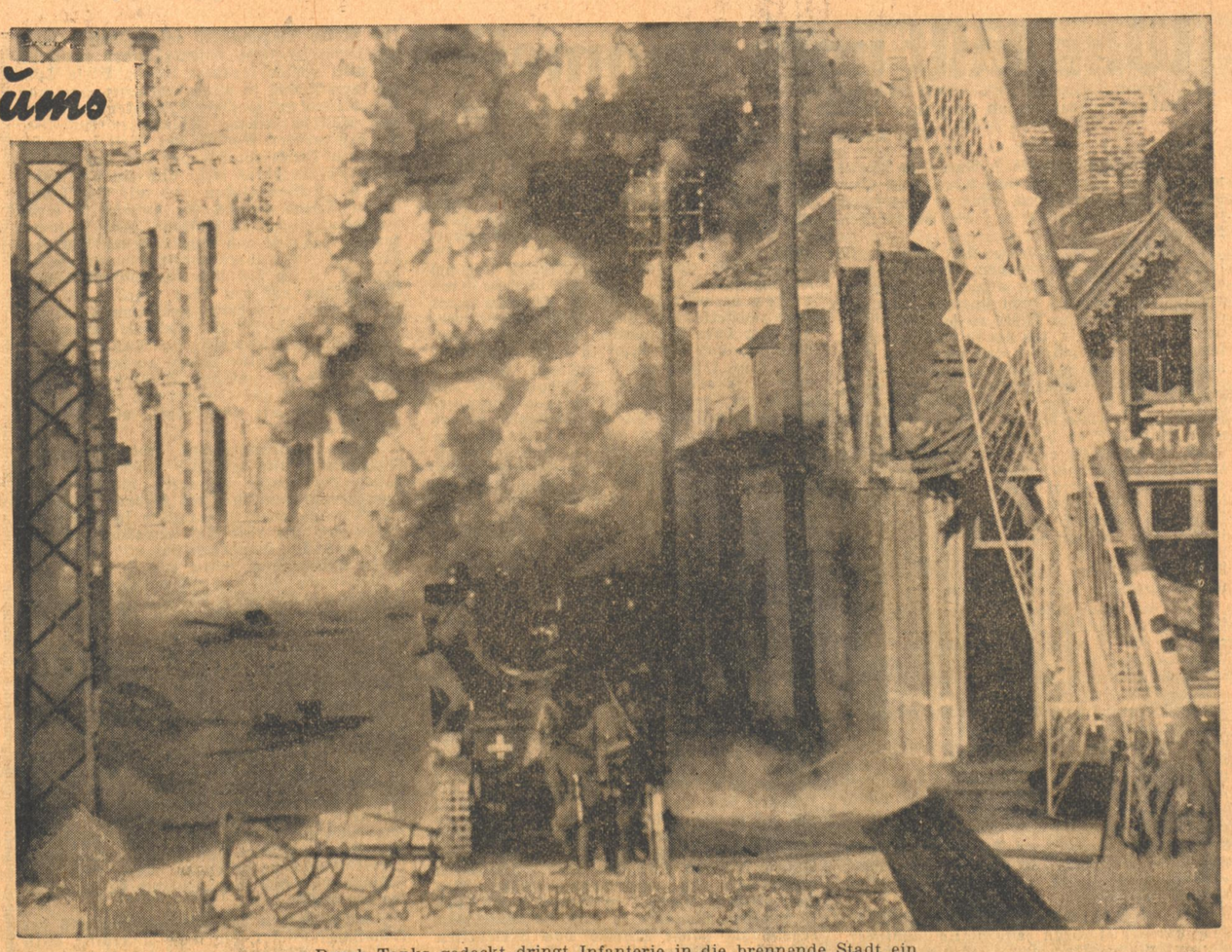
Bei einem Flußübergang

Es ist verständlich, daß man unter dem frischen Eindruck eines so einzigartigen Werkes nicht im üblichen Sinne eine „Filmbesprechung vornehmen kann. Auch Vergleiche mit den großartigen deutschen Kriegswochenschauen oder dem Film von unserem Sieg im Osten erübrigen sich gleichsam von selbst. Dieser Heeresdokumentarfilm ist in seiner Formung so einzigartig wie eben die Kämpfe sind, von denen er einzelne Bruchstücke als besonders bezeichnend für den Gesamtverlauf des Geschehens herausgreift. Schon daß er zum größten Teil bisher unbekanntes Bildmaterial vorführt, verleiht ihm eine Spannung, die sich bei jeder Szene erneuert. Man möchte im Grunde bei jedem Schlachtenbild immer noch mehr und immer Genaueres erfahren. Und wenn er schließlich im Walde von Compiègne endet, fühlt man die Rückkehr zur Wirklichkeit des eigenen Lebens fast mit Bedauern. Man ahnt, daß auch die feldgrauen Helden dieses Films selbst nur schwer die Brücke von den Stunden des höchsten heroischen Einsatzes zu der großen anschließenden Ruhepause des gewonnenen Sieges und zu der darauf folgenden Wartezeit auf neue Kämpfe finden konnten. Man ermißt, wie viele unbändige Energien im Herzen unserer Soldaten seitdem verschlossen wurden und wie gewaltig der Sturm sein wird, den der neue Ruf des Führers zum Einsatz gegen England entfesselt.

Nach einem kurzen Vorspiel, das noch einmal schlaglichtartig die Vorgeschichte des Krieges und die Herrlichkeit der Heimat spiegelt, für die jeder deutsche Soldat ficht, führt der Film sogleich in den Mittelpunkt der großen Schlacht, die nach der Ueberwindung der Festung Holland in den Vernichtungskämpfen im Artois und in Flandern gipfelt. Die Männer, die noch eben die Hand zu soldatischem Treueschwur für den Führer hoben, sind hier bereits in kleine und kleinste Grüppchen aufgeteilt, die mit unbändiger Energie die für uneinnehmbar gehaltenen Sperren der Betonwerke, Flüsse und Kanäle durchbrechen. Wie die Kamera die Eroberung des Forts Eben Emael belauscht, ist einzigartig. Aber ähnliche Heldentaten fallen immer wieder aus dem stürmischen Geschehen dieser Vormarschtage heraus. Es sind nicht nur jüngere Gesichter, sondern auch die Mienen alter Weltkriegssoldaten, die keuchend, verzerrt oder in höchster Energiespannung auf der Filmleinwand aufleuchten. Daneben ersteht in grauenerweckender Deutlichkeit das neuartige Bild der Materialschlachten. Unsere Panzer treffen auf den Feind, die feurigen Strahlen unserer Flammerwerfer fressen sich in Bunkerscharten, Fernkampfgeschütze und schwere Mörser hageln ihre furchtbaren Lasten, Stukas und Bomber greifen vernichtend ein.

Zwischen der Vernichtungsschlacht, die mit dem Fall Dünkirchens endet, und den weiteren Vorstößen an Somme und Aisne gegen die Weygand-Linie und die Maginotwerke liegen kurze Tage der Erholung. Auch sie zeigt der Film. Er zeigt, daß man zwischen Schlacht und Tod lächeln kann, daß der Humor und die Lebensfreude deutschen Soldaten niemals ausgeht. Aber dann überblendet der Gott der Schlachten sofort wieder alle Kriegsidylle. Die Wucht des deutschen Angriffs gegen Rouen, Paris, Reims und Sedan scheint sich noch zu steigern. Immer abgetretener, schiefer und staubiger werden die Stiefel der marschierenden Heere, immer härter und durchfurchter die Gesichter, immer greifbarer der Druck unserer Armeen, deren strategische Aufgaben aus beweglichen Operationsskizzen außerordentlich klar hervortreten. Der Eiffelturm blendet auf. Die Hakenkreuzfahne steigt an ihm empor. Aber der Vormarsch stockt nicht. Der Gegner wird nicht mehr von der Klinge gelassen. Niemals begriffen wir so wie vor diesem Film, was der Aisne-Uebergang und das Erreichen des Marne-Tales bedeutete. Niemals erkannten wir so überzeugend den Wagemut des deutschen Angriffs auf die Maginotlinie, den Heldenmut des Uebergangs über den Oberrhein. Auch der Gegner kommt zu Wort. Aus erbeuteten Filmstreifen der Engländer und Franzosen spähen die Gesichter feindlicher Soldaten zu uns herüber. Besonders die Franzosen ertrinken geradezu in der komplizierten Maschinerie ihrer unterirdischen Betonwerke. Aber auf ihren Zügen liegt nichts, was nach Siegesmut, nach kämpferischer Energie und überzeugter Sicherheit aussieht. Hier an diesem Film erleben wir noch einmal mit klarstem Bewußtsein, wie zermürbend und demoralisierend sich die Maginot-Strategie der französischen Heeresleitung auswirkte. Wir begreifen mit eigenem Bewußtsein den Untergang des Heroismus im Beton. Und der freie Sturmlauf unserer Soldaten, das Dröhnen und Schmettern ihrer Angriffswaffen wird demgegenüber zu einer Kampfmelodie, die wie aus dem deutschen Geiste selbst heraus geboren zu sein scheint.

Wiederum darf gesagt werden, daß auch in diesem Film der Tod nicht draußen bleibt. Wir sehen Schwerverwundete und Sterbende, blicken auf Leichen beim Feind und in den eigenen Reihen. Aber wir erleben auch die innige Kameradschaft, mit der harte und verschmutzte deutsche Soldatenhände rasch ein paar Blumen zusammenraffen, um sie fast bräutlich-mütterlich unter den armseligen Holzkreuzen unserer Gefallenen aufzubauen. Dann aber ertönt das Signal: Das Ganze halt!



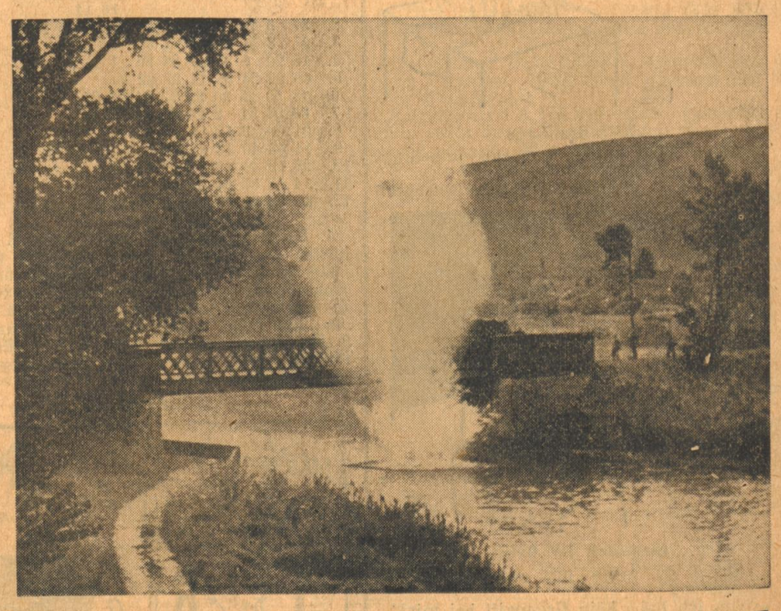
Durch Tanks gedeckt dringt Infanterie in die brennende Stadt ein

Auf dem Vormarsch

Das völlig zusammengeschlagene Frankreich ruft nach dem Waffenstillstand. Der Führer schreitet mit seinen Getreuen zum alten Weltkriegswagen des Marschalls Foch. Und während die letzten jubelnden Marschrhythmen erklingen, marschieren noch einmal in drängender Ueberblendung die unsterblichen Helden dieser welthistorischen Kämpfe an uns vorüber, die Helden auch dieses Dokumentarfilms, der auf Befehl des Oberbefehlshabers des Heeres zu ihrem Ruhm und ewigen Andenken geschaffen wurde — unsere deutschen Soldaten. Sf.

Dem tapferen persönlichen Einsatz jedes einzelnen verdanken wir unsere beispiellosen Erfolge.

Links:
Angriff im Morgengrauen. Es gilt ein Gehölz von feindlichen Soldaten zu säubern.



Rechts:
Um ein Haar wäre die Brücke getroffen worden, das hätte für den Vormarsch eine unliebsame Verzögerung bedeutet.

Aufnahmen: Ufa, Berlin (7)

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz, Karlsruhe.